

Das Narrenschiff

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **104 (1978)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gewinne und Verluste

In der angenehmen Hoffnung, dass ihnen die frische, würzige Seeluft und eine gehobene gesellschaftliche Atmosphäre die abhanden gekommenen körperlichen und geistigen Kräfte wieder zurückgäben, flüchten sich immer mehr rekonvaleszente Narren auf unser Schiff. Einige Mitglieder der Besatzung witterten ein Geschäft und schlugen eine kräftige Anhebung unserer populären Pensionspreise vor. Kapitän Sebastian Brant aber lehnte es mit unnachahmlicher Würde ab, aus der Dummheit anderer Leute Kapital zu schlagen: Unsere närrischen Gäste, meinte er, seien ja schon genug gestraft dadurch, dass sie nach ein paar Wochen wieder in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren müssten und sich dort so aufführen sollten, als wären sie keine Narren, während wir immerhin das Privileg genössen, unsere Lebensweise im Einklang mit unserer geistigen Verfassung gestalten zu können.



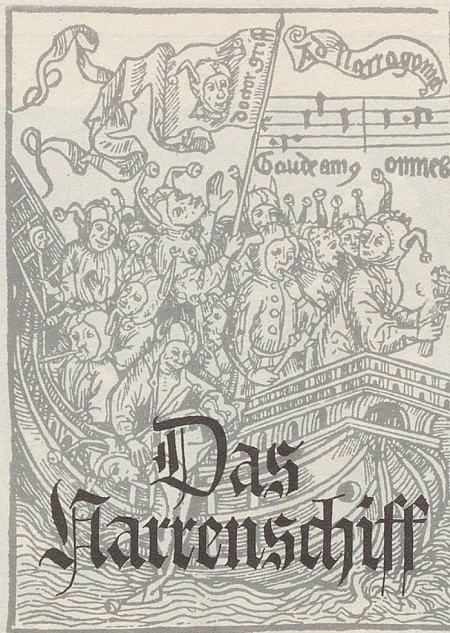
Prominenter Nutzniesser dieses wahrhaft sozialen Gedankens war der neue schweizerische Aussenminister Pierre Aubert, der schon am Tage nach seinem Amtsantritt durch ein paar Grossmogule seines Departements in völlig aufgelöstem Zustand bei uns eingewiesen wurde.

Der Mann stand unter der Einwirkung eines tiefen Schocks und trug eine welke Rose in der Hand. Er äugte wie ein scheues Reh zum Sternbild der Cassiopeia hinauf und lehnte jede Erklärung mit dem Hinweis ab, er habe schon zuviel geschwätzt. Erst die Lektüre mehrerer Zeitungen setzte uns darüber ins Bild, was vorgefallen war: Aubert hatte, bereits als Bundesrat gewählt, den Amerikanern die Leviten gelesen, weil diese gegen die Beteiligung der Kommunisten an der italienischen Regierung interveniert hatten.

«War das nötig, schon am ersten Tag ins Fettnäpfchen zu treten?» wandte sich unser Kapitän vorwurfsvoll an den neuen Gestalter der eidgenössischen Diplomatie. Von Auberts wehem Blick gerührt, drang er jedoch nicht weiter in den Bedauernswerten, sondern erteilte ihm den wegweisenden Ratsschlag, seine künftigen aussenpolitischen Erklärungen eher den Interessen des eigenen Landes als jenen der italienischen Kommunisten unterzuordnen.



Auch sonst gab's etliche Aufregung in den letzten Tagen. Durch die öffentliche Kritik an der fiskalischen Erfassung hablicher Herren im Kanton Zürich aufgescheucht, hatte die dortige Steuerfahndung einen entlastenden Beutezug gegen den Archipel Gulag unternommen. Fuchstufelswild erschien der Schriftsteller Alexander Solschenizyn auf dem Narrenschiff und führte bewegte Klage darüber, dass ihm wegen angeblicher Steuerschulden von 3,8 Millionen Franken das ganze Bankguthaben in der Schweiz gesperrt worden sei. Bis jetzt habe er geglaubt, dass man nur im kommunistischen Herrschaftsbereich so brutal ent-



Aus dem Logbuch eines driftenden Zeitgenossen

eignet werde, grollte der dissidente Sowjetrusse.

Dies sei ein nachgerade historischer Irrtum, belehrte der Kapitän den millionenschweren Flüchtling. Die Kapitalisten seien bloss weniger närrisch als die Sozialisten: Solange man mit goldenen Eiern rechnen könne, drehe man bei uns den Hühnern nicht den Hals um.

Solschenizyn enteilte schimpfend, derweil Kapitän Brant in tiefes Grübeln versank. Ob denn der Nobelpreisträger seinen Bestseller «Archipel Gulag» überhaupt im Kanton Zürich geschrieben habe?, fragte er laut vor sich hin.

Einige Umstehende erleichteten. Sie sahen im Geiste bereits einen eingeschriebenen Brief der Moskauer Steuerverwaltung in Zürich ankommen, enthaltend eine freundliche Bitte um Amtshilfe sowie die Rechnung über 3,8 Millionen Franken für eine Erwerbstätigkeit, die auf dem Gebiet der Sowjetunion erfolgt sei.



Mehrere distinguierte Herren, die einer wichtigen Kommission anzugehören schienen, verlangten plötzlich auf einer einsamen Insel ausgesetzt zu werden, an der wir gerade vorbeisegelten. Das finanzielle Interesse hatte die Mitglieder dieser Gruppe offenbar völlig aus der Fassung gebracht.

Wir kamen den flehentlichen Bitten jedoch nicht nach, denn die Herren schienen nicht in der Kondition zu sein, das entbehrungsreiche Leben schweizerischer Robinsone zu führen. Schwankend wurden wir erst, als wir erfuhren, welches Unglück die Gruppe getroffen hatte. Die obersten Chefs der schweizerischen PTT-Betriebe, denn um diese handelt es sich, waren in einer Bilanzklausur inne geworden, dass 1977 ein Reingewinn von rund 200 Millionen Franken er-

zielt worden war. Die Vorstellung, diesen mehr als saftigen Gewinn den PTT-Kunden zu erklären, floss den Herren tiefes Grauen ein. Noch vor kurzem hatten sie der Öffentlichkeit nicht ohne Erfolg beizubringen versucht, die schweizerischen PTT-Betriebe seien unmittelbar am Verlumpen, wenn die Taxen nicht kräftig erhöht würden.

Es gelang uns glücklicherweise, die vom schlechten Gewissen geplagte PTT-Spitze moralisch so weit aufzurüsten, dass sie sich für eine soziale Verwendung des fetten Happens zu erwärmen begann. Uebermannt von Rührung und Erfolgserlebnis bewilligten die freundlichen Herren dem Narrenschiff einen Werbestempel und gelobten, die Zeitimpulszahlung beim Telefon zugunsten alter und bedürftiger Leute zu lockern. Man hatte herausgefunden, dass so etwas doch möglich sei.



Die Grundwelle traf das Narrenschiff glücklicherweise nicht von der Seite, sondern achterlich. Dennoch wurden wir bös durcheinandergeworfen, und einiges Gut ging über Bord. Irgendwo musste ein furchtbares Erdbeben elementare Kräfte entfesselt haben. Der Himmel hatte sich verdunkelt, und wir trieben einen Tag lang auf dem Weltmeer herum, ohne das wahre Ausmass der Katastrophe auch nur zu ahnen.

Erst ein zitternder Schiffbrüchiger, den wir zufällig auffischten, lieferte ein einigermaßen zusammenhängendes Bild vom Ablauf des Geschehens. Die Schweiz war von einer ganzen Serie schwerer und unerklärlicher Schicksalsschläge getroffen worden. Begonnen hatte es in Basel, wo der «Carmen»-Regisseur Giancarlo del Monaco dem missgelaunten Opernpublikum die Zunge herausstreckte. Das Wutgeheul war noch nicht verhallt, da liessen die Oesterreicher unmissverständlich durchblicken, sie wollten den Schweizer Panzer 68 mit Verlaub nicht kaufen. Dieser Panzer-Korb war ein wirkliches Landesunglück, denn er kostete uns 400 Millionen Franken. Doch es sollte sich zeigen, dass das Schlimmste noch erst bevorstand: Nachdem es ihm und seinen Mannschaftskollegen in Garmisch nicht wunschgemäss gelaufen war, warf Skistar Bernhard Russi den Bettel hin und kündigte seine Rückkehr ins Privatleben an. Da wurde die Nation in ihren Grundfesten erschüttert, die Alpentäler widerhallten von den Klagen der enttäuschten Fans, und Frauen mehrerer Altersklassen verlangten in den öffentlichen Bibliotheken tränenfeucht nach sachdienlichen Hinweisen über das klösterliche Leben.



Da setzten auch wir unsere Flagge auf Halbmast, aber eigentlich nicht wegen dem abtretenden Superstar, sondern aus Trauer über unsere eigene Dummheit. Russi hatte bewiesen, dass sich Intelligenz, Eleganz und athletische Leistung nicht gegenseitig auszuschliessen brauchen, und er hatte am Schluss seiner Karriere auch noch gezeigt, dass eine echte Persönlichkeit die Daten der eigenen Biographie jederzeit selbst setzen kann.

Was eigentlich ein Grund zur Freude wäre, brummte der Kapitän.